

Theater 2004 in Loccum – Gesprächsfähigkeit ade?

Eine Nachbetrachtung zum 48. Kulturpolitischen Kolloquium

Peter Henze

Eigentlich hätte man gleich nach dem ersten Satz von Bernd Wagner gehen können. Er konstatierte *die Unfähigkeit, miteinander zu sprechen*. Damit nahm er das Ergebnis der diesjährigen Loccumer Tagung zur Zukunft des Deutschen Theaters vorweg. Und um die Sache rund zu machen, erklärte eine seriöse Stimme aus dem Plenum am letzten Tag ruhig und nüchtern: *Die Tagung ist grandios gescheitert*.

Was war los in und mit Loccum, das bisher bekannt war als ein Ort der Gesprächskultur auch unter Vertretern gegensätzlicher Positionen? Eingeladen waren sie wie immer alle: Die Vertreter der großen und kleinen Theater und der Verbände, Wissenschaftler und Kritiker, Kulturpolitiker und interessierte Theaterbesucher. Rund 150 kamen. Das Podium war hemmungslos überfüllt mit Referenten, die das Plenum nicht zu Wort kommen ließen, einige kamen, kotzten auf den Tisch und gingen, wie Norbert Kentrup treffend feststellte, die Gesprächsleitungen manövierten zwischen Hilflosigkeit, Desinteresse und Langeweile – so nahm das Schicksal seinen Lauf ...

Zwei Kritiker, die zum Gespräch reizen sollten, taten ihre Aufgabe vorzüglich: Der gute alte Peter Iden sowie der scharfzüngige Robin Detje. An ihren Provokationen hätte man sehr wohl über die Situation und Zukunft des Deutschen Theaters reden können. Indes wollte man es wohl nicht wirklich. Unzählige Referenten kamen und gingen, die Intendantenriege jammerte und jammerte, Dramaturgen erklärten umständlich wie sie die Struktur des Theaters durch veränderte Raumorganisation ändern wollten. Später ergossen sich Kulturpolitiker in bekannten Statements, und immer wieder fand sich einer, der eloquent und brachial zaghafte Fragen nach den Inhalten des Theaters angesichts der dauernden Debatte über seine Organisationsformen und seine Strukturen niederbückte.

Wäre mir zum Scherzen, würde ich erinnern an die alte Frage, die wir in Loccum schon vor rund drei Jahrzehnten stellten: Wer von den großen Institutionen und Systemen hält am längsten durch: der Kommunismus, die Katholische Kirche oder der Deutsche Bühnenverein? Mir und anderen war aber nicht

zum Scherzen. Eher entsetzt und traurig verfolgten gerade wir Alten diese Tagung: Obwohl der Bühnenverein als Institution gar nicht auf der Tagesordnung stand, formierte er sich in Gestalt einer Intendantenphalanx, deren Vertreter in der Mehrheit immer noch der Meinung sind, sie allein seien das Theater, mit hehrem Auftrag – einige gar berufen zur Rettung der abendländischen (deutschen) Stadt- und Staatstheater-Kultur. Die Anderen, die Freien, kamen gar nicht vor. Sie waren auch gar nicht da – auf die Ausnahmen kommen wir noch. Viele von uns wissen, dass man mit jedem einzelnen Menschen unter diesen Intendanten reden kann, mit einigen gut kooperieren, aber in dieser Masse gebärdeten sie sich unerträglich, okkupierten die Tagung und die Themen – geduldet von einer überforderten Tagungsleitung.

Die markanten zehn Thesen von Robin Detje hatten das alles schon vorweggenommen, im Tenor: Man will gar nichts ändern. So war es. Und Holk Freytag konnte ungeniert vor der Mittagspause ins Publikum posaunen: *Es funktioniert doch, das System, wir reden doch hier nur wegen der anstehenden Finanzprobleme*. Kein Widerspruch, keine Aufregung, stille Verzweiflung in einigen Gesichtern um mich herum.

Hätten wir es nicht schon vor 30 Jahren gesagt, es hätte sich nun wieder einmal als zutreffend herausgestellt: Detje, These 6: *Die Erklärungen der Theaterfunktionäre, das Stadttheatersystem sei unverzichtbar und mit seinem Untergang bräche die Barbarei aus, waren noch nie ehrlich gemeint*. – Was bleibt? *Laßt sie – und lasst uns tun, was wir für richtig halten*, so Norbert Kentrup, der neben Martin Lüttge und Roberto Ciulli eingeladen war als Vertreter der Alternativen, der Anderen, der Freien. Man läßt Euch nur ein als Alibi, so lautete bereits Detjes These 8: *Ihre Wiedereinladung als Feigenblätter stellt eine Einladung zur Unehrlichkeit in dieser hundertprozentig gutgemeinten Debatte dar*.

Ich glaub, uns gib'ts gar nicht mehr (Kentrup), *Wir sollten abreisen* (Lüttge) am Abend beim Rotwein – im Gegensatz zu vielen einschließlich ihres Honorars abgereisten Schwätzern blieben sie. Gut, dass sie blieben, denn sonst wäre das überhaupt nicht in Erscheinung getreten, über das geredet wurde, das

Peter Henze, Jahrgang 1949, Schauspieler, war für die Theaterwerkstatt Hannover in den neunziger Jahren im Deutschen Bühnenverein und nach dessen Gründung der erste Vorsitzende des Landesverbandes Freier Theater in Niedersachsen (LAFT).



Theater, die Kunst, Geschichten zu erzählen von Menschen, von Gott und der Welt – für Menschen. Immer wenn diese »Exoten« am Ende der Tagung den Mund aufmachten, breitete sich zaghaft ein Zauber aus: Sie sprachen anders, sie hatten was zu erzählen, Haltung, Gestik, Sprache waren plötzlich etwas ganz anderes, viele Zuhörer erwachten aus dem Dämmerzustand und bemerkten, dass es Menschen und Inhalte gibt, denen man zuhören kann. Welch Wunder! – Bis dann ein routinierter Kulturpolitiker oder ein Intendant mit Betondiktion alles niederwalzte, so geschehen.

Hier und vor allem in Kentrups gespieltem Vortrag über *Shakespeares Globe-Theatre und sein Publikum* wurde etwas deutlich, was wir ja eigentlich schon wussten: Bei ihm und Seinesgleichen wohnt das Lebendige, das wir Theater nennen, nicht in den Büros und Theatern der großen Häuser. Deshalb sind wir keine besseren Menschen, aber bereits vor Jahrzehnten, als die Freien Theater begannen, sprachen wir von einer *Rettung des Theatralischen durch die Freien*, wenn es erlaubt ist, mich selbst zu zitieren. Und wieder einmal geht es darum. Und wieder einmal geht es um Inhalte. Angesichts »innerer und äußerer Befindlichkeiten«, der »Zerrissenheit in und an der Welt« und ähnlichem Geschwätz vieler Intendanten, die brachial und verzweifelt zugleich ihre Existenzberechtigung suchen, gehen alle Inhalte, das, was es zu erzählen gibt und gilt, verloren in Effekthaschereien und abgeschmackten ästhetischen Verrenkungen.

Man könnte sehr wohl über Werte und Bildungsauftrag von Theatern reden, nicht erst seit PISA, aber auf andere Weise als es die Vertreter der großen Häuser tun. Das Freie Theater hat vielfältige ästhetische Formen selbst hervorgebracht, zweifellos, aber eigentlich definierte es sich über Inhalte. Will es überleben, sollte es sich daran erinnern.

Immer mehr orientieren sich die großen Häuser an Befragungen, Statistiken und neuerdings *Ratings*, ein Zeichen der Hilflosigkeit. Brauchen wir wirklich *Ratings* und so ein Theater? Ich meine nein. Nein. Wir sagten es schon vor Jahrzehnten. Indes, es gibt keinen Grund zur Schadenfreude oder Häme angesichts des torkelnden Kolosses: Die Freien haben sich selbst viel zu fragen: Laufen wir hechelnd diesem gehaltlosen Ästhetisierungs- und Event-Wahn hinterher? Wo und was sind unsere Inhalte? Liegen sie nicht auf dem Tisch? Massenweise! Getrauen wir uns und vertrauen wir unseren handwerklichen Fähigkeiten als Erzähler und unserer Zuneigung zu denen, denen wir etwas erzählen wollen? – Beantworten wir nicht diese Fragen, werden wir ebenso überflüssig wie viele der großen Häuser.

Wo waren die jungen Leute, die KollegInnen, die diese Veranstaltung hätten aufmischen können? Vielleicht erkannten sie besser als wir Alten, dass man gar nicht zu solchen Tagungen fahren muss, sondern besser seine Arbeit tut. Kann sein. Kann



aber auch sein, dass wir selbst auf viele gestellte Fragen keine Antwort wissen – ab und zu mal eine Lanze brechen, öffentlich, für die Arbeit der Freien wäre dennoch auch nicht schlecht.

Sprachfähigkeit ist ein kostbares Gut unseres Berufes. Sprachlosigkeit aber herrschte auf dieser Tagung: entweder man machte den Anderen nieder, wenn man den vorherigen Beitrag überhaupt wahrnahm, oder es herrschte dieses verzweifelt arrogante Lächeln über alles: Wir machen uns selbst lächerlich. Gespräche kann man das nicht nennen. So bestand tatsächlich weitgehend Unfähigkeit, miteinander zu sprechen, nicht nur zwischen Theaterleuten und Kulturpolitikern, sondern auch unter Theaterleuten. Aber vielleicht kann und muss man mit einigen tatsächlich auch gar nicht mehr reden – weil wir von so unterschiedlichen Dingen reden.

Ganz nebenbei bewiesen neben Wolfgang Ruf zwei ausländische Gäste aus England und Rumänien, wie man erzählend, spannend – auch von komplizierten Dingen – berichten kann. Es war eine Wohltat, Dr. David Ranan, London, und Victor Scoradet aus Bukarest zuzuhören.² Plötzlich waren viele der deutschen KollegInnen, die kaum das Maul aufkriegen und ihre Zuhörer blasiert und nuschelnd mit ihren Befindlichkeiten und Redundanzen missachteten, vergessen.

Und als dann zum Schluss, am Sonntag beim Kaffee, doch noch jemand von Aufmerksamkeit, von Liebe zum Beruf und von Zuneigung zum Publikum sprach – eine Bremer Kulturpolitikerin – da schien das wie eine kleine Blume, die sich trotzig aus dem Asphalt zwängt. – Wenden wir uns weniger den Apparatschiks und selbsternannten Kulturbewahrern zu als ihr, denn sie steht für die Kraft und Lebendigkeit des Erzählens und des Theaters – und es scheint diese Dinge sind überall mehr zu Hause als in den Palästen.

Wenigstens die Zugabe, These 11 von Robin Detje soll sich nicht ganz bewahrheiten: *Der schönste Moment einer Tagung wie dieser ist immer dann gekommen, wenn man sich abends beim Wein trifft und hört: Wissen Sie, Sie haben natürlich völlig Recht, aber das kann ich doch öffentlich unmöglich sagen.* – Deshalb diese öffentlichen Zeilen.

1
S. auch den Bericht zum Kulturpolitischen Kolloquium von Bernd Wagner in *Kulturpolitische Mitteilungen* 104 I/2004, S. 55f.

2
Die Beiträge werden dokumentiert in den *Loccumer Protokollen* und erscheinen in bearbeiteter Form im *Jahrbuch für Kulturpolitik* 2004, Essen: Klartext Verlag (i. Dr.)